Die weissen Haare der Frau von X.

Erzählung von Carl Schüler.

Eine Abendgesellschaft bei Geheimrat Lagenscheid brachte den Teilnehmern stets Genüsse ganz besonderer Art. Nicht nur, daß der alte Geheimrat großen Wert darauf legte, seinen Gästen auserlesene Speisen, vorzügliche Weine und echte Havannazigarren vorzusetzen, er hatte auch ein eigenes Geschick darin, einen Kranz schöner Frauen um sich zu versammeln, die stets „seiner Tafel herrlichste Zier" bildeten, wie er sich auszudrücken pflegte.

Eines Abends, nach aufgehobener Tafel, saßen wir im Musikzimmer des Geheimrats, und teilten unsere Aufmerksamkeit zwischen einer Tasse Mokka, einer der vorzüglichsten Zigarren des Hausherrn und den Vorträgen eines neuen weiblichen Sternes am Kunsthimmel unserer Hofoper.

Die junge Dame am Flügel sang aus der Oper eines neueren, vielgenannten Komponisten. Als sie geendet hatte und der übliche Beifall verklungen war, fragte ein pensionierter Hofrat die junge Künstlerin: „Haben Sie den Komponisten in letzter Zeit gesehen?"

„Ja, bei den Proben zu seiner Oper."

„Ist Ihnen etwas an ihm aufgefallen?"

„Er hat weiße Haare und doch noch ein ganz jugendliches Gesicht."

„Die Haare waren vor seiner Amerikareise vollkommen schwarz, oder sagen wir lieber schwarzbraun. Man sagt, er habe drüben bei einem Eisenbahnzusammenstoß eine heftige Nervenerschütterung erlitten. Er soll da eine Nacht, eingekeilt zwischen den Trümmern eines Schlafwagens, zugebracht haben, und in dieser Nacht soll sein vorher dunkles Haar vollkommen weiß geworden sein."

Ein Professor der Universität lächelte überlegen. „Lieber Hofrat, glauben Sie doch nicht an solche Märchen. Die Geschichte von dem plötzlichen Ergrauen bei einem Schreck oder einem heftigen Angstzustand ist längst in die Rumpelkammer geworfen worden, in der der Glaube an Hexen, bösen Blick, Werwolf und andere schöne Dinge ruht."

Bei den Damen erhob sich lebhafter Widerspruch gegen diese Worte des Professors. Sie alle hatten schon von durchaus glaubwürdiger Seite gehört, daß Haare ganz plötzlich weiß geworden waren. Die Gattin eines Rittmeisters wußte sogar aus der eigenen Familie über das plötzliche Weißwerden von Haaren zu berichten. Eine Tante hatte im Jahre 1870 in der Nacht weiße Haare bekommen, in der ihr Mann vor Paris gefallen war; die bange Ahnung eines Unglücks hatte diesen Wechsel in der Farbe ihrer Haare zur Folge gehabt.

Ihre Erzählung fand bei den Damen lebhafteste Teilnahme und bei den Herren rücksichtsvolle Beachtung, nur der Universitätsprofessor ließ sich nicht beirren.

„Gnädige Frau, Sie wissen sehr schön und überzeugend zu erzählen, aber vor der Kritik der Wissenschaft hält die Geschichte nicht stand." Und nun hielt er einen kleinen Vortrag, reichlich mit wissenschaftlichen Zutaten gespickt, über die Entstehung der Farbe der Haare und über die Unmöglichkeit, daß diese Farbe plötzlich aus den Haaren verschwinden könne.

Die Herren, die sich für die ganze Angelegenheit weniger erwärmten als die Damen, ließen sich von den Ausführungen des Professors überzeugen, die Damen aber erklärten in ihrer Mehrzahl, daß das Leben schon sehr häufig anscheinend unumstößlich feststehende wissenschaftliche Lehren rücksichtslos über den Haufen geworfen habe, und daß sie sich ihren Glauben nicht nehmen ließen.

„Aber, meine Damen", rief da der Professor seinen schönen Widersacherinnen zu, „wenn Ihnen meine Begründungen so wenig genügt haben, dann lassen Sie sich doch von einem Beispiel aus dem Leben überzeugen. Auch Tiere haben häufig vor ihrem Tode die schlimmsten seelischen Qualen zu erdulden, zum Beispiel die Pferde der Kavalleristen im Krieg, oder der Hund, der in einer brennenden Wohnung eingeschlossen ist und so weiter, niemals aber hat man an solchen Tieren die Beobachtung gemacht, daß die Farbe ihrer Haare eine Aenderung erlitten hätte."

„Oho," mischte sich der Rittmeister in die Unterhaltung, „Sie dürfen uns in diesem Falle nicht mit Hunden oder Pferden vergleichen, verehrter Herr Professor. Wir alle bekommen mit zunehmendem Alter vollständig weiße Haare, das ist aber bei keinem Tier der Fall. Auch der älteste Rappe wird in seinem Leben kein Schimmel!"

„Bravo!" riefen die Damen dem Rittmeister zu.

Der Beifall, der seinem Gegner gezollt wurde, entlockte dem Professor nur ein überlegenes Lächeln. „Meine Damen," sagte er, „führen Sie mir ein Beispiel vor, ein lebendes Beispiel, nicht die Erzählung von verstorbenen Tanten! Wenn Ihnen das möglich ist, dann erkläre auch ich mich von der Richtigkeit Ihrer Ansicht überzeugt."

Einen Augenblick trat Stille ein. Dann rief die junge Sängerin: „Herr Geheimrat, laden Sie doch den Komponisten F. ein, der soll uns erzählen, wie er zu seinen weißen Haaren gekommen ist."

Der Geheimrat stand neben dem Sessel der Frau v. X. Er hatte mit ihr leise Worte gewechselt, an dem Redegefecht hatten sich beide nicht beteiligt.

Frau v. X. war eine Dame in der Mitte der Dreißiger. Sie war von einer madonnenhaften Schönheit, über ihr ganzes Wesen war ein Zug stiller Schwermut gebreitet. Sie lächelte selten, sie gefiel sich augenscheinlich besser in der Rolle einer bereitwilligen Zuhörerin als in der der Erzählerin. Der Geheimrat behandelte sie stets mit ausgesuchter Höflichkeit, mit einer fast väterlichen Fürsorge. Man wußte nicht viel von ihr, sie war Witwe, verkehrte wenig in der Gesellschaft, und nur im Hause des Geheimrats fand man sie regelmäßig bei allen Festlichkeiten.

„Wir haben nicht nötig, den Herrn Professor mit Hilfe des Komponisten zu überzeugen, daß eine heftige Gemütserschütterung in wenigen Stunden die Haare eines Menschen zu bleichen vermag, wir haben unter uns ein Beispiel dieser Art."

Alle Blicke richteten sich auf den Geheimrat.

„Das Beispiel, von dem der Geheimrat spricht, bin ich," sagte Frau v. X. und erhob sich mit einem leisen Lächeln aus ihrem Sessel. Sie reichte dem Professor die Hand. „Ich kann, all Ihrer wissenschaftlichen Ausführungen ungeachtet, den Beweis erbringen, daß die Geschichte von dem plötzlichen Ergrauen kein Märchen ist. Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Der Geheimrat führte Frau v. X. bis zur Tür eines Nebenzimmers, die sich hinter ihr schloß, und wandte sich seinen verblüfften Gästen zu. „Frau v. X. trägt eine Perücke," sagte er, lächelnd über die Neugier, die aus allen Blicken sprach. „Ihr natürliches Haar ist schneeweiß, ganz so weiß wie mein Haar, und diese weiße Farbe hat das Haar der gnädigen Frau in einer Nacht bekommen." — Die Damen umdrängten den Geheimrat. — „Wie das gekommen ist, meine Damen, wird Ihnen Frau v. X. selbst erzählen. Sie hat sich dazu bereit erklärt."

„Haben Sie einen Zeugen für den Fall?" fragte der Professor.

„Wollen Sie mich als Zeugen gelten lassen?"

„Sie, Herr Geheimrat?"

„Ja," nickte der Geheimrat, „ich habe Frau v. X. wenige Stunden vor jenem Ereignis gesehen, sie trug damals das schönste volle Schwarzhaar, das ich je an einer Dame zu bewundern Gelegenheit hatte. Am Morgen nach jener Nacht war das Haar gebleicht, vollkommen weiß. Nun, Sie werden es ja selbst sehen. Da Frau v. X. stets jedes Aufsehen zu vermeiden trachtet, hat sie sich eine ausgezeichnete Perücke arbeiten lassen, die über die Veränderung ihres natürlichen Haares hinwegtäuscht."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür zu dem Nebenzimmer, und herein trat Frau v. X. Dichtes weißes Haar umrahmte das ausdrucksvolle Köpfchen. Schlicht gescheitelt legte es sich fest an die Schläfen an. Die ganze Haartracht war darauf eingerichtet, sich unter der Perücke zu verbergen.

Frau v. X. war durch diesen Wechsel der Tracht und der Farbe des Haares wie vollkommen verändert. Sie erschien uns allen zunächst wie eine Fremde. Man mußte sich an ihren Anblick erst gewöhnen. Der Gegensatz zwischen der Frische ihrer Haut, den dunklen Augenbrauen, ihrer biegsamen, jugendlich sehnigen Gestalt und dem greisenhaften Haar brachte einen Mißklang in ihr sonst harmonisch abgetontes Wesen. Weißes Haar kann auch einem jugendlichen Antlitz einen eigenen Reiz verleihen, das beweisen die Bilder aus der Zeit des Rokoko, aber dann müssen zierlich gebrannte Löckchen, kunstvoll aufgebaute Tuffs ein mit Schönheitspflästerchen und allem Drum und Dran wohlvorbereitetes Frauenantlitz umrahmen. Die ernsten Augen der Frau v. X. und der schwermütige Zug um ihren feingeschnittenen Mund paßten wenig zu einer Erscheinung aus der Zeit des galanten Rokoko. Sie mochte das wohl selbst herausgefühlt haben, als sie sich die Perücke bestellt hatte.

„Ja, Herr Professor," sagte Frau v. X., „so sehe ich in Wirklichkeit aus. So sehen Haare aus, die über Nacht weiß geworden sind."

Der Geheimrat hatte Frau v. X. einen Sessel hingeschoben. Sie setzte sich, und alle Anwesenden rückten dicht um sie herum, denn sie hatte ja versprochen zu erzählen.

„Vor acht Jahren ist es geschehen," begann Frau v. X. „Ich erzähle heute zum ersten Male fremden Ohren die Ereignisse jener Nacht. Daß ich sie erzählen kann, daß ich jetzt ganz ruhig über sie zu sprechen vermag, verdanke ich nächst unserer größten Helferin, der alles mildernden Zeit, der treuen Fürsorge des Herrn Geheimrats. Er hat mich gebeten, und so soll diese Erzählung gewissermaßen die Krönung einer geistigen Schulung sein, durch die mich der Geheimrat seit jener furchtbaren Nacht geführt und durch die er mich vor der drohenden geistigen Umnachtung bewahrt hat."

Der Geheimrat wehrte gütig lachend ab.

„Ich füge mich gern der Anordnung meines treuen Beraters und hoffe, daß meine Nerven mich nicht im Stiche lassen," fuhr Frau v. X. fort. „Ich will Ihnen alles so erzählen, wie ich es damals erlebt habe: Nach zwei Jahren glücklichster Ehe starb mein Mann an einer Lungenentzündung, die er sich auf einem Jagdausflug geholt hatte. Meine kleine Margot war elf Monate alt, als mich dieser schwere Schlag traf. In meiner Verzweiflung bot mir nur der Gedanke einen Trost, daß ich in unserem Kinde einen Schatz besaß, den zu hüten und pflegen jetzt meine heiligste Aufgabe sein mußte. Margot war ein zartes Kind, das zu seinem Gedeihen ständiger aufmerksamster Wartung bedurfte. Die Pflege meines Kindes war für mich der einzige Daseinszweck geworden, sie füllte mein ganzes Denken und Trachten aus. Ich lenkte ihre ersten Schritte, ich lehrte sie die ersten Worte lallen, ich fuhr sie täglich in ihrem kleinen Kinderwagen im Garten spazieren."

Frau v. X. ließ ihre weiße feine Hand leicht über die Stirn gleiten. Sie unterbrach ihre Erzählung. Die Erinnerung an das Kind hatte sie sehr ergriffen. Aber sie bezwang sich. Sie überwand tapfer die aufsteigenden Tränen und fuhr mit ihrer leisen, angenehmen Stimme in ihrer Erzählung fort: „Und doch, trotz der aufmerksamsten Ueberwachung — noch heute ist es mir unbegreiflich, wie das Kind zu der Ansteckung gekommen ist — eines Abends, als ich vor dem Schlafengehen noch einmal an das Bettchen Margots trat, fühlte ich mit Schrecken, daß das Köpfchen der Kleinen heiß war, daß sie fieberte. Es gab damals viele Diphtheriekranke in der Stadt, und ein Blick in den Mund der Kleinen zeigte mir, daß auch mein Kind, wie mir schien, in heftigster Weise von der Krankheit befallen war. Meine Köchin, der einzige Dienstbote, über den ich hätte verfügen können, war ausgegangen. Ich befand mich mit Margot allein in der Wohnung. Schnelle Hilfe tat not. Das Leben meines Kindes stand auf dem Spiel. Rasch warf ich mir ein Tuch um die Schultern und eilte auf die Straße. Es mag ungefähr zehn Uhr gewesen sein. Kein Mensch, der mir hätte helfen können, war zu sehen. Keine Droschke, die mich schnell zu unserem Hausarzt hätte bringen können, fuhr vorüber. Da erinnerte ich mich, daß vor einigen Tagen ganz in der Nähe ein Arzt zugezogen war. Ich hatte noch am Tag vorher gesehen, wie Männer sein Schild neben der Haustür befestigten. Dort lief ich hin. Die Läden im Erdgeschoß des Hauses waren längst geschlossen, aber die Haustür stand noch auf, und der Treppenflur war erleuchtet. Ich stürmte die Treppe hinauf. An der Vordertür des ersten Stockwerks stand der Name des Arztes. Ich klingelte heftig. Gleich darauf hörte ich Schritte, die Vortür wurde von einem langen hageren Herrn geöffnet, der mich einlud, näher zu treten. Ich wollte nicht. Ich hatte es ja so eilig. Eine Zeitversäumnis von Sekunden konnte das Leben meines Kindes gefährden. In fliegender Hast erzählte ich dem Arzt, was mich hergeführt. Er lächelte. Meine Angst, meine Not schienen auf ihn keinen Eindruck zu machen.

„Die Sache ist durchaus nicht so schlimm, wie Sie anzunehmen scheinen, gnädige Frau," sagte er. „Ich muß noch einige Fragen an Sie stellen. Also, bitte, treten Sie ein."

Nun folgte ich seiner Aufforderung und sah, daß er die Vortür hinter mir abschloß. Da ich, wie viele Leute, selbst meine Vorture stets geschlossen hatte, so fiel mir das Gebaren des Arztes nicht besonders auf. Er nötigte mich in ein Zimmer, das ein Mittelding zwischen Operationssaal und Laboratorium zu sein schien und das von einem üblen Geruch angefüllt war.

„Nehmen Sie Platz, gnädige Frau."

Er forderte mich durch eine Handbewegung auf, mich in einen Sessel zu setzen, der den Eindruck eines Krankenstuhles machte. Er sah mich dabei aus seinen dunkeln, tiefliegenden Augen ganz eigentümlich an. Dieser Blick verwirrte mich, und obwohl ich eigentlich seiner Aufforderung, mich zu setzen, nicht nachkommen wollte, ließ ich mich doch in dem Sessel nieder. Der unheimliche Mensch trat dicht an mich heran, und ehe ich mich zu besinnen vermochte, war ich mit einigen Handgriffen fest an den Stuhl geschnallt. Um meinen Hals, um meine Hüfte, um meine Arme und um meine Beine hatten sich feste Klammern gelegt, die mich hinderten, auch nur ein Glied zu rühren.

„Was soll das heißen?" rief ich entsetzt und zog und zerrte verzweifelt an meinen Fesseln.

Der Arzt lächelte wieder. Es war ein abscheuliches, kühles und überlegenes Lächeln.

„Strengen Sie sich nicht unnötig an, gnädige Frau", sagte er sehr ruhig und mit langsamer Bedächtigkeit. „Es nützt Ihnen nichts. Sie können auch schreien, wenn Sie wollen. In den Läden unter uns ist kein Mensch, der Sie hören könnte, und die Wohnung über uns steht leer. Sollte Sie wirklich jemand auf der Treppe hören, so wird der sich nichts Besonderes dabei denken. In der Wohnung eines Arztes schreien Kranke oft sehr laut. Also vor jeder Störung sind wir sicher."

„Ich will zu meinem Kind! Um des Himmels willen, lassen Sie mich los!" jammerte ich.

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Denken Sie jetzt nicht an Ihr Kind," sagte er. „Das Leben eines so kleinen Kindes ist von ganz nebensächlicher Bedeutung gegenüber dem, was Sie jetzt im Dienste der Wissenschaft leisten sollen. Wissen Sie, wieviel Menschen jährlich am gelben Fieber sterben?"

Ich schrie, weinte und flehte den Mann an, mich zu meinem Kind zu lassen. Ich sah Margots fiebernde Augen, ihr heißes Köpfchen, die trockenen, vom Fieber zerrissenen Lippen, das schwere Atmen der kleinen keuchenden Brust. Was wollte dieser Unhold von mir? Wie konnte er eine Mutter, die um das Leben ihres Kindes bangte, jetzt mit Gewalt hier festhalten wollen?

Er blieb unerschütterlich. Er erzählte mir, daß jährlich mehrere hunderttausend Menschen in den Tropen dem gelben Fieber zum Opfer fielen, daß er den Erreger dieser Krankheit gefunden und ein Serum entdeckt hätte, diesen Erreger unschädlich zu machen. Er zeigte mir Drahtkäfige mit Meerschweinchen, die er als Versuchstiere benützte. In allen Graden der Krankheit befanden sich diese unglücklichen Geschöpfe. Alles, was er sprach, drang an mein Ohr wie aus weiter Ferne; alles, was er mir zeigte, sah ich wie durch dichten Nebel. Meine Gedanken waren bei meinem Kinde. Von seiner Mutter verlassen, würde es in seinem Bettchen sterben, ohne daß ihm Hilfe wurde. Mein Schreien steigerte sich bis zu einem Wutanfall."

Frau v. X. machte wieder eine Pause in ihrer Erzählung. Sie zitterte am ganzen Körper. Der Geheimrat legte ihr beruhigend die Hand auf die Schulter. „Ruhe, Ruhe, gnädige Frau," hörte ich ihn leise, aber doch eindringlich zu Frau v. X. sagen.

Nach einigen Augenblicken der Sammlung konnte Frau v. X. in ihrer Erzählung fortfahren: „Meine Versuche an diesen Tieren sind beendet," sagte der Arzt zu mir. „Ich muß jetzt mit einem lebenden Menschen arbeiten. Ich werde Ihnen eine Einspritzung in Ihren rechten Oberarm machen. Ich spritze Ihnen den Bruchteil eines Tropfens dieser Flüssigkeit ein." Er hielt eine kleine Glasröhre gegen das Licht. „Der zehnte Teil eines Grammes enthält ungefähr zwei Milliarden des gelben Fieberbazillus. Schon in einer Stunde werden Sie so schwer am gelben Fieber erkrankt sein, daß keiner meiner Herren Kollegen Sie zu retten imstande sein würde. Aber ich, mein Serum wird Sie retten. Ich hoffe das zuversichtlich. Sollte ich mich aber wirklich in der Dosierung noch geirrt haben, sollten Sie doch sterben, so dürfen Sie die Gewißheit mit sich nehmen, daß ich schon beim nächsten Versuch die richtige Dosis treffen werde. Dann hat Ihr Tod einen ungeheuren Nutzen gebracht; Sie haben geholfen, einen der schlimmsten Feinde der Menschheit zu besiegen. Heute bin ich in meinen Versuchen so weit gelangt, daß ich mit Vertrauen auf Erfolg mein Serum bei einem Menschen anwenden kann, der im höchsten Grade am gelben Fieber erkrankt ist. Ich zermartere gerade mein Gehirn, wo ich einen Menschen herbekäme, der für meine Zwecke geeignet sei, da führte die Vorsehung Sie zu mir, gnädige Frau. Da, wie Sie sagen, Ihre Köchin ausgegangen ist und sich nur Ihr kleines krankes Kind in der Wohnung befindet, wird Sie während der Nacht niemand vermissen. Wir werden also ganz ungestört sein. Wir werden zum Heile der Menschheit eine große Tat vollbringen, und das Bewußtsein, daß Sie helfen, vielen hunderttausend Menschen das Leben zu retten, wird Sie alle Opfer, die Sie bringen, leicht überwinden lassen."

Nach dem Ausbruch wildester Verzweiflung hatte mich eine an völlige Hoffnungslosigkeit grenzende Ermattung befallen. Ich sah keine Möglichkeit, dem furchtbaren Menschen zu entkommen. Sein Herz war allen Bitten, allen Tränen gegenüber vollkommen unzugänglich, und meine Kräfte reichten nicht aus, die Banden, die mich an den Stuhl fesselten, zu zersprengen. Ich stöhnte den Namen meines Kindes leise vor mich hin, ich wimmerte unausgesetzt. Nicht das, was mir bevorstand, beschäftigte meine Gedanken, meinem Kind, meinem armen Kind war all mein Denken zugewandt. Ich kümmerte mich gar nicht darum, als er eine Schere nahm und einen Teil meines rechten Aermels am Oberarm aufschnitt, um die Stelle bloszulegen, an der er die Einspritzung vornehmen wollte.

Er redete dabei fortwährend mit mir. Seine gleichmäßige leidenschaftslose Stimme mochte bei anderen Gelegenheiten etwas Beruhigendes haben, die Sachlichkeit, mit der er über seine wissenschaftliche Entdeckung sprach, mochte überzeugend klingen — in meinen Ohren ward jedes seiner Worte zum bittersten Hohn. Was gingen mich die vielen hunderttausend Menschen an, die in den Tropen am gelben Fieber sterben, mein Kind, meine Margot sollte, durfte ihnen nicht geopfert werden.

Ein Gedanke durchblitzte mein Gehirn. Vielleicht war doch eine Möglichkeit da, die mein Kind retten konnte. Er stand vor mir, ein Instrument in der Hand, das einer Morphiumspritze glich.

„Noch einen Augenblick," flehte ich, „ich habe noch eine Bitte."

„Sprechen Sie. Was in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, werde ich tun," antwortete er.

„Lassen Sie mich zu meinem Kind nur für eine Stunde!" bat ich. „Lassen Sie mich noch einmal meine kleine Margot sehen! Kommen Sie mit mir! Leihen Sie der kleinen Kranken Ihre Hilfe! Retten Sie meine Margot, und ich schwöre Ihnen, daß ich ganz freiwillig wieder mit Ihnen hierher zurückkomme, daß ich ganz freiwillig mich dem Versuch unterwerfe."

Er zauderte. Er schien zu überlegen.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich in einer Stunde wieder hier in diesem Sessel sitze, bereit, alles mit mir machen zu lassen, was Sie für Ihre wissenschaftlichen Versuche an einem Menschen vornehmen müssen! Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist!" rief ich.

„Es geht nicht, gnädige Frau. Es geht nicht," antwortete er. „Ich verstehe Ihren Wunsch sehr gut, und ich würde ihn gern erfüllen, aber es könnte sein, daß ein Dritter Sie an der Erfüllung Ihres Versprechens hindert. Ich nehme an, daß Sie jetzt wirklich die ehrliche Absicht haben, wieder hierher zurückzukehren. Aber der Anblick Ihres Kindes wird Sie Ihren Schwur vergessen lassen, und ich habe kein Recht, auf seiner Erfüllung zu bestehen. Ich habe Sie mit List in meine Gewalt gebracht, ich weiß, das Gesetz ist gegen mich. Ich mache mich, indem ich Sie hier festhalte, der Freiheitsberaubung schuldig. Und doch darf ich im Namen der Wissenschaft und im Namen der Menschheit auf Ihre Bitte nicht eingehen. Das mag Ihnen jetzt grausam erscheinen. Ich selbst bemitleide Sie, genau so, wie ich die Tiere bemitleide, die ich opfern mußte, um die Krankheit im einzelnen Stadium beobachten zu können. Halten Sie mich nicht für grausam! Ich habe die furchtbaren Verheerungen beobachtet, die das gelbe Fieber anzurichten vermag. Gerade der Jammer, das Mitleid mit den armen Opfern dieser Krankheit hat mich veranlaßt, nach einem Mittel zu suchen, das diesem Würgengel Einhalt zu gebieten vermag."

In diesem Augenblick fühlte ich einen stechenden Schmerz in meinem rechten Oberarm. Ich war von dem Mann mit zwei Milliarden Bazillen des gelben Fiebers angesteckt worden. Unwillkürlich stieß ich einen lauten, gellenden Schrei aus.

Er eilte nach der Tür und horchte. „Ich hörte deutlich ein heftiges Klopfen an der Vortür. Noch einmal nahm ich alle Kräfte zusammen und rief: „Hilfe! Ich werde ermordet!"

Was weiter geschah, dessen entsinne ich mich nicht, aber man hat es mir später erzählt. Ich wurde ohnmächtig.

Auch in dem oberen Stockwerk des Hauses, in dem ich gefangen gehalten wurde, war ein Kind an Diphtherie erkrankt. Der Arzt, der es behandelte, war — unser Geheimrat. Er hatte seinen kleinen Kranken noch zu später Stunde besucht und ging gerade an der Tür meines Peinigers vorüber, als ich den gellenden Hilfeschrei ausstieß. Er ließ sich durch keine Redensarten jenes fremden Arztes beschwichtigen. Mit Hilfe des Hausverwalters erzwang er sich den Zutritt zu der Wohnung und rettete mich aus den Händen eines — Geisteskranken. Man fand in meinem Täschchen meine Adresse und brachte mich nach meiner Wohnung. Eine sehr schwere Nervenkrankheit hatte mich befallen, und als ich mich zum ersten Male wieder im Spiegel sah, erkannte ich mich selbst kaum wieder: mein ehemals schwarzes Haar war weiß geworden. Wie der Herr Geheimrat und alle, die bei meiner Ueberführung nach meiner Wohnung zugegen waren, mir erzählten, war das Haar noch schwarz, als meine inzwischen nach Hause gekommene Köchin mich in Empfang nahm, es bleichte aber während der Nacht, in der mich die wildesten Fieberphantasien keinen Augenblick zur Ruhe kommen ließen, vollständig. Das ist die Geschichte meiner weißen Haare."

„Und Ihr Töchterchen, Margot?" fragte schüchtern die Sängerin.

Durch den Körper der Frau v. X. ging ein leises Beben; doch ihr Wille war schon wieder stark genug, daß sie verhältnismäßig ruhig antworten konnte: „Als ich wieder genesen war, führte mich mein erster Weg zum Grab meines Kindes."

„Und was geschah mit dem Arzt?" fragte der Professor.

„Der hat noch fünf Jahre in einer Irrenanstalt gelebt. Vor drei Jahren erhielt ich die Nachricht seines Todes."

„Erkrankten Sie nun wirklich am gelben Fieber?" erkundigte sich der Hofrat.

„Das Zeug, das der Irrsinnige der Frau v. X. in den Arm spritzte, war eine ziemlich unschuldige Mischung und enthielt wohl keinerlei gefährliche Bazillen", antwortete der Geheimrat. „Viel schlimmer als diese Einspritzung war die vollkommene Zerrüttung des Nervensystems der gnädigen Frau. Gott sei Dank, jetzt ist sie wieder gesund." —

Am Abend des nächsten Tages wurde ich durch folgende Zeitungsmeldung auf das heftigste erschüttert: „In der vergangenen Nacht ist die am Kurfürstendamm wohnende Frau v. X. einem Unglücksfall zum Opfer gefallen. Man nimmt an, daß die in besten Verhältnissen lebende junge Witwe aus Versehen den Gashahn ihrer Schlafzimmerlampe nicht richtig geschlossen hat. Jedenfalls war heute, als die Zofe das Frühstück bringen wollte, das Zimmer mit Gas angefüllt, und Frau v. X. lag tot auf ihrem Bette. Sie war am Abend vorher eingeladen gewesen und trug noch das Kleid, das sie zu jener Gesellschaft angezogen hatte. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos."

Zur Geschichte des Skats.

Der älteste Wenzel datiert ungefähr auf das Jahr 1400 zurück; er war ein sehr gewalttätiger Herr und stach schon damals alles at, was ihm in den Weg kam; das kommt dem Skatspieler heutzutage nicht mehr böhmisch vor, obwohl es abgesehen vom Skat in Böhmen, noch vorkommt. Da man zuviel Kreuz mit ihm hatte, und er sich auch vom Herzog von Mailand hatte schmieren lassen, wurde er als Kaiser abgesetzt, drückte sich aber als König des grünen Tisches von Böhmen noch zwei Zehner lang herum. Aus dem Jahre 1525 ist der Bauernkrieg zu verzeichnen, wo es sehr gemischt hergegangen sein soll. Der zweite Krieg zwischen Karl V. und Franz 1. fand 1529 im Damen-Frieden von Cambray seine Abrechnung, wobei Franz Italien minus ging. (1541 der schottische Reformator John Knox führt die Unsitte ein, mit dem Knochel auf den Tisch zu schlagen.) 1680 führt der Frechdachs Ludwig XIV. vermittelst seiner Reunion das Guckispiel ein, um zu sehen, was drin liegt. 1704. Marlborough schlägt Trumpf gegen die Bayern auf dem Schellenberge und gewinnt zusammen mit Prinz Eugen sein Spiel bei Blindheim. — Um 1795: „Noch ist Polen nicht verloren." — 1798—99: „Mut zeiget auch der Mameluck", doch Napoleon nimmt „Cairo, wo die Türken wohnen". — Bismarck erwirbt sich Vorkenntnisse im Skat durch '66, was er sehr gut spielt: Dem Königg'rät's, weil er rechtzeitig seinen ältesten Buben ins Treffen führt. In der berühmten Partie mit französischen Karten reizt Napoleon (III. oder Hinterhand) Preußen, das die Vorderhand ergreift, und trotzdem Frankreich Schneider angesagt hatte, gewinnen die Gegner ihr Spiel mit 70. — Napoleon „ab nach Kassel". — Bismarck spielt seine starke Hand weiter und ist ein großes Haus. Schließlich geht er aber rum, weil er den König für einen Jungen angesehen hat; das Spiel ist überreizt, er versucht Schneider zu machen, bringt es aber nur bis '90, seit welchem Jahr er nicht mehr mitspielt, bekommt aber zum Trost jeden Geburtstag die ganze Hand voll Kiebitzeier. Seine Nachfolger passen meist, sind also geschichtlich nicht so interessant.

— Verleidet. „Besuchen Sie noch immer spiritistische Versammlungen?"

„Nein, jetzt nicht mehr. Das letzte Mal haben sie mich in der Dunkelheit braun und blau geschlagen, und dann sagten sie, das wären die Klopfgeister gewesen."

Aus alter Zeit.

Wenn auch die eigentliche Erfindung der Buchdruckerkunst erst der beginnenden Neuzeit zuzuschreiben ist, so kannte doch auch das Altertum bereits mannigfache Druckverfahren. Dieses Drucken bestand zumeist in einer Art Stempelung, die auf Wachs oder Ton vorgenommen wurde. Auch das Präge- sowie das Schablonierverfahren waren der Alten Welt nicht unbekannt. Mittels des letzteren fertigten die späteren römischen Kaiser oft ihre Unterschriften auf den pergamentenen Rollen und Urkunden an. Bei einem so primitiven Druckverfahren konnte es mit dem Buchhandel natürlich nicht weit her sein. Er bestand denn auch im wesentlichen darin, daß handschriftliche Kopien besonders hervorragender Werke vertrieben wurden. Entweder wurden die Abschriften vom Autor eigenhändig oder von des Schreibens kundige, Sklaven hergestellt. Auch Schulkinder wurden später zum Abschreiben gebraucht. Die Abschriften wiesen in der Zeit zu Beginn unserer Zeitrechnung oft eine hohe Kunstfertigkeit auf, wenn auch Schreibfehler so häufig waren, daß sich Cicero einmal äußerte: „Hinsichtlich der lateinischen Werke weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll, so fehlerhaft werden sie abgeschrieben und verkauft".

Daß ein Buch mehr als eine Auflage erlebte, kam natürlich nicht allzu häufig vor; zum Verkauf kam es selbstverständlich erst, wenn eine hinreichende Anzahl von Abschriften fertiggestellt war. Die Preise dieser handschriftlichen Bücher waren etwa zehnmal so hoch, als es die heutigen zu sein pflegen. So kostete ein Exemplar Martialscher Gedichte, das einen Umfang von rund 7000 Zeilen hatte, nach unserem Gelde umgerechnet $1.00. Wie sehr sich um Christi Geburt der Buchhandel ausgebreitet hatte, geht aus einem Briefe hervor, der aus Rom nach Gallien gesandt war. In diesem heißt es: „Daß es Buchhändler in Lugdunum (Lyon) gibt, hätte ich nicht geglaubt. Desto angenehmer aber war es mir, aus Deinem Briefe zu wissen, daß Deine Bücher auch dort Käufer finden. Ich freue mich sehr, daß ihnen auch in der Provinz dieselbe Gunst blüht, derer sie sich in Rom erfreuen".

Die Buchläden selbst waren die Sammelpunkte für die gesamte gelehrte Welt des Altertums. Die Bücherrollen steckten in Kapseln, die an langen Pergamentstreifen Autornamen und Titel trugen. Daß bei einem derartigen Stande des Buchhandels das Bibliothekswesen nicht ganz im argen lag, ist erfreulich. Allgemein bekannt ist die große Bibliothek in Alexandria. Weniger aber haben die öffentlichen Bibliotheken zu Rom von sich reden gemacht, die zu bestimmten Tagesstunden für jedermann unentgeltlich geöffnet waren. So wissen wir, daß Asinius Pollio eine öffentliche Lesehalle in einem wenig besuchten Tempel der Hauptstadt des altrömischen Reiches errichtete, daß Kaiser Augustus zwei Bibliotheken — eine in der Säulenhalle der Octavia, die andere im Apollotempel — gründete usw. Von der Bändezahl einzelner Privatbibliotheken wird berichtet, daß sie 30,000 und 62,000 betrug. Die Bücher der pergamonischen Bibliothek wurden sogar auf 200,000, die der alexandrinischen auf 700,000 beziffert.

Aus Seattle, Wash., wird berichtet: Trotz aller energischen Maßnahmen seitens der Prohibitionspolizei, um den Flüsterkneipen und „Bootleggern" das Handwerk zu legen, ist von einem „trockenen" Seattle bis jetzt noch wenig zu merken. Viele brauen sich ihr Feuerwasser und ihren Sorgentöter selbst, und die professionellen Händler in geistigen Getränken machen immer noch glänzende Geschäfte.

Peter Prokas von Sioux City, Ia., ist von Bundesbeamten verhaftet worden, weil er ein Rezept für die Herstellung von berauschenden Getränken verkaufte. Man fand in seiner Wohnung 14 verschiedene Flaschen mit Extrakten, die alle berauschend waren.

Um den Darstellern bei den Aufnahmen für Wandelbilder den passenden Gesichtsausdruck zu geben, benutzt eine solche Firma einen Phonographen, der solche Stücke spielt, deren Wirkung auf das Gemüt der Darsteller dem für die betreffende Szene passenden Gesichtsausdruck entspricht.

— Eine Märtyerin. Madame: „Warum sind Sie von Ihrer vorigen Herrschaft entlassen worden?"

Dienstmädchen: „Wegen meiner Gutmütigkeit; ich hatte für die gnädige Frau ein verdorbenes Mittagessen und für den Herrn ein in die Tischdecke gebranntes Loch auf mich genommen."

— Gendarmerie-Bericht. Der p. Müller hieb dermaßen auf den Esel ein, daß es der gehorsame Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte.